

John Ritsch Esq. spricht sich über die Fähigkeiten der Bier-, Wein- und Literatur-Kenner aus.

Mister Editer! Wisse Sie, was ein Kenner ist? (Wenn mer es ganz fängt pronounce will, da segt mer „Konnoasär“).



„Kenner“. In Rigard zu Bier geht es auch Kenner, blos is des schun e ziemlich ordinäre Wort.

Warum ich Ihne des Vorstehende den erkläre wolle, des is, weil ich Ihne heint wider Konnoasär schreiben möcht. Nämlich es sein mit Respekt zu vermale, lauter Windviecher. Die Konnoasär nämlich. Da sein for Inänzig die Bierkenner. Also ich ben doch früher emol in Schitlago ein Saluhz gehatt.

Als eines Tages, Mister Editer, kon ich solwages Mal in Schitlago an eme Montag Morde en Nachtwächter gehatt, des heißt, e halbes Bärrel, wo am Sonntag Nacht noch agefett worn war.

Der Mann is wieder an sein Blag zerlud, hot des Glas genomme, e Schluck; vum der Nachtwächter-Maisbrüh getost, die Lage verdröht, hot en größere Schluck genomme, hot mit der Zung geschmakt un dann das ganze Glas austrunkte un hot gesagt: „Noh e Glas Bier for fünf Cents.“

Ungefähr die nämliche Exprienz kon ich auch schun mit Wei-Konnoasärs gehatt. (Obwohl, Mister Editer, Mich konnt in Rigard zu Wei Kenner nicht.)

Wieso ich heint uff die Gedante gekomme bin, des is aus dem eifache Grund: Wisoh! Nämlich ich sein neulich in deutsche Tiater gewese un den Mit vum der Prominente-Bor aus de Hämlet von Dobblesch Schatepeare agefhe. Des is nämlich e Stück, wo die Konnoasärs die Lage gred so berbei verdröhte wie die Bier-Konnoasärs beim schinwein Pilsener, wo es Was Früh-Nachtwächter is, oder die Wei-Konnoasärs bei eme hundsgemeine Autscher aus erer Barte mit eme Johannsberger-Kabinett-Läbel.

Un ich frag ich Ihne, Mister Editer, ob der Hämlet nit e Konjenz is? Also der junge Mann heint glich im erste Akt sein verstorbene Herrn Water bodly vor sich un talt zu ihm un kriegt e-Sitritz mitgetheit, un er glaubt es eidentlich, denn das ganze Stück dreht sich ja blos da drum, das der junge Hämlet sein Herrn Water ritwischet, wo ihm gesagt hot, er wür gemärdet worn, un dann hält derselwige junge Hämlet Monolog-Sologari for sich ganz allein, wo er drein legt, Alles, was ihn dattiert, des war, das er nit weh, ob der lebendig bleibt, nachdem das mer gestorbe is oder uff Teitich: „To be or not to be“.

Des is doch also Konfens, das er so talt, denn er muß ja ganz genau wisse, was der Mäler is, nachdem er sein verstorbene Herrn Water noch lebendig vor sich gefehte hot. Also — was fragt er?

Un grad den Monolog konfider die Konnoasärs for des größte Meisterstück un des Tiefinnigste, wo ge-heimne worn is.

Gehn Sie Mir weg, Mister Editer, mit die Konnoasärs. Ihne des Nämliche wünschend, Mit Rigards Yours John Ritsch Esq.

Die Hofenträger des Herzogs von Wellington.

Der Sieger von Waterloo nahm in seinen letzten Lebensjahren nur noch sehr selten eine Feder in die Hand — zum größten Verdrub und Aerger der Autographensammler. Alle Zuschriften ließ der Herzog durch seinen Sekretär erledigen, und nur unter die streng vertraulichen Briefe oder Staatsdokumente schickte er eigenhändig seinen Namen.

Der junge Herbert Forster, ein strebsamer, aber verdinglosler Rechtsanwält, hatte sich in die schöne Edith Long verliebt, deren Vater ein begehrter Autographensammler war. Für sehr viel Geld und gute Worte hatte er sich nach und nach eine Sammlung von Autogrammen angeeignet, die die Bewunderung und den Reich aller Kenner erregte. Nur ein heimlicher Kummer nagte an seinem Herzen: er besah kein Autogramm des Herzogs von Wellington, und trotzdem er schon verschiedentlich um ein solches im Händeln in Unterhandlung gefanden hatte, nie war es ihm gelungen, es zu erhalten. Erst kürzlich wieder hatte ihm ein reicher Lord ein Wellington-Autogramm, das ihm von privater Seite angeboten worden war, vor der Nase wegschnappt. Seinen Aerger darüber sah er nun zu Hause an Dienstboten und Frau und Kindern aus. Gerade um diese Zeit war es, als der junge Herbert Forster eines Morgens feierlich um die Hand Fräulein Ediths anhielt.

„Hörschlich fragte ihn der Alte, was er aufzuweisen habe, um eine Frau standesgemäß ernähren zu können.“ „Ich habe zwar eine junge, aber doch schon ganz gute Paris, Herr Long“, erwiderte der junge Mann, „und ich glaube auch auf Ihren großen Einfluß rechnen zu können, wenn Sie mir Ihre Tochter zur Frau geben.“ „Wenn ich Ihnen meine Tochter zur Frau gebe“, wiederholte der alte Herr, hörschlich auflachend. „Ja, dieses wenn, wenn! ist ein kleines, aber ganz überdrückendes Wort, Herr Forster. Sie sind ja ein lieber Herr, Ihr Vater war ein Schulfreund von mir, und deshalb will ich Ihrer Werbung meine Zustimmung geben, wenn, bedenken Sie wohl, wenn Sie mir ein Autogramm des Herzogs von Wellington verschaffen können. Guten Morgen!“ Damit drehte er sich um und verließ das Zimmer.

Verblüfft machte sich Forster auf den Heimweg. Woher sollte er ein Wellington-Autogramm bekommen?

Schweren Herzens setzte er sich an seinen Schreibtisch, um zu arbeiten. Auf diesem Schreibtisch nun lag ein tider Aktenstoß. Es waren die Akten des Konklus eines Sattlermeisters Namens Simons. Jetzt trat, in Gedanken immer noch bei dem Verlangen seines hartherzigen künftigen Schwiegers verweilend, blätterte er in den Akten herum. Plötzlich, als er mechanisch das Verzeichnis der ausstehenden Forderungen überflog, blieb sein Blick auf dem Namen Wellington hängen. Ein Mann Namens Wellington Thompson war dem Sattlermeister noch sechs Schilling für ein Paar Hofenträger schuldig. Wie ein Blitz durchzuckte ein Gedanke das Hirn des jungen Rechtsgelehrten. Er sann einen Augenblick nach, nahm dann einen Bogen und schrieb einen Brief, in dem er den Schuldner in überaus höflicher, aber sehr dringender Weise mahnte, umabend die sechs Schilling für ein Paar Hofenträger zu bezahlen, das er vor etwa Jahresfrist vom dem Sattlermeister Simons gekauft habe, wofür ebenfalls gerichtliche Maßregeln ergreifen werden würden. Und dessen Brief überflogte er nicht etwa an den Herrn Thomson mit dem Vornamen des berühmten Feldherrn, sondern an „Se. Herrlichkeit den Feldmarschall Arthur Wellesley, Herzog von Wellington, Fürst von Waterloo u. s. w.“ Und schließlich bezeichnete er auf dem Umschlag die Zuschrift noch als „sehr vertraulich“.

Diesen Brief trug er sofort eigenhändig zur Post.

Schon zwei Tage darauf erhielt er einen Brief, der, eigenhändig vom Herzog geschrieben, wie folgt lautete: „Mein Herr!

Ich habe vom Sattlermeister Simons in meinem Leben keine Hofenträger bezogen. Ich pflege übrigens meine Hofenträger bar zu bezahlen.

Arthur Wellesley, Herzog von Wellington.“ Mit einem Freundsprunge ergriff Forster seinen Hut und eilte spornreißend zum Hause Longs, der ebenso erfreut war über das sofrate und dabei so billige Autogramm, als über die Schamlosigkeit seines künftigen Schwiegers. Gerührt legte er die Hand der schönen Edith in die Forsters.

Mensch und Thier.

Kleine Vögel machten vor kurzem in der französischen Kammer großen Lärm. Der Landwirtschaftsminister hatte im Interesse des Ackerbaues unterfertigt, Vorken mit Regen und Haarschlingen nachzustellen. Der Abgeordnete von Yvelot, nicht so friedlich gesinnt wie der lieberberühmte König von Yvelot, legte für die Bauern, die dem Verlangen frohnen, eine „Lanze“ ein, und suchte in leidenschaftlicher, argumentenreicher Rede nachzuweisen, daß die Vertheilung keineswegs mit Insektenbraten begnüge, sondern auch den Reiz verbolener Früchte lenne. Der Abgeordnete für Bihviers pries dann die Vertheilung, die besonders in seinem Wahlbereich hergestellt werden. In England ist der Lärm nicht verbolener und London ist ein Massen-Grab für Verden; soll Frankreich nun auch die Vertheilung an die beschriebenen Angelfischen verlieren, wie es Neaprien an sie verloren hat? In der Kammer herrschte eine Bewegung wie bei aronen Tagen, aber da es sich nicht um ein langweiliges, sehr wichtiges soziales Gesetz, sondern unmittelbar um das Vergnügen und kleine materielle Vortheile der lieben Wähler handelte, mußten die Abgeordneten natürlich von den tieferen Stufen Gebrauch machen.

Offentlich haben ihre Reden keinen Erfolg. In Deutschland ist der Lärm schon lange Zeit erloschen und wenn man bei einem Gange durch die hängensarinen Felder einen unablässig trillernden Punkt in der blauen Luft bemerkt, dann braucht man nicht an die gefährliche Möglichkeit dieser Vögel zu denken, ohne von ganzem Herzen den Gesiegeber zu loben, der den fröhlichen fleißigen Sängern des Feldes gegen menschliche Schelderei beschützt. Nicht so gut wie der Letzte geht es jetzt einem anderen Bild, dem freilich „Minister“ im schwarzen Lebensrock, von dessen unterirdischem Leben jurellen Erdhügel Kunde geben. Ein sündiger Mobemann ist darauf verfallen, dem Maulwurf seinen Rod auszuziehen und daraus eine Winterhülle für Damen zurechtzuflicken; in allen Modehandlungen sieht man Maulwurfsjackets ausgestellt. Früher brauchten nur die Handkutschmacker merkt helle. Sie begnügten das Stück mit zwei Sous. Als die Mode aufkam, schrieb ein Belgischer 8 Sous für den Pelz aus, ein Aufschlag von 400 Prozent. Die Trapper machten sich eifrig an das edle Waldwerk, die Untergrundbahnen des wackeren Einweidens wurden mit tauher Hand zerstört, so daß das Fell jetzt 60 Centimes kostet und in einzelnen Gegenden der Maulwurf nur noch in Naturgeschichtsbüchern anzutreffen ist. Wenn ein: eine an May und Perth einnehmende Maulwurftrabbel erweist, so hat man die Göttin Mode zu danken. Man weiß, welche Vermehrung diese ebenso granamie wie kinlose Götin in der Regelzeit angebracht hat um Demenheit mit banten Vögeln zu künfteln. Weniger kann man es ihr verdanken, daß sie einen unheimlichen und gefährlichen Wasserbewohner, den Alligator, fast vertilgt hat, dessen Haut seit einigen Jahren in großen Mengen zu Portemonnaies, Taschen und dergleichen verarbeitet wird.

Von den außerordentlichen Verdiensten einer Vögel herrin Parisier Blätter neulich zwei Geschichten mit Angabe der Namen und Wohnungen man könnte sie sonst für Phantastikstücke halten. Da war ein alter Sergeant, der Pere Marceau, der nach seinen heldigen und Kriegstrapazen friedlich in einem Dachstimmerden seine Pension verzehrte und sich in Gesellschaft zweier Feigge und einer Pfeife der glücklichste aller Sterblichen dünkte. Wenn Loubel ihm eine Gnade angeboten hätte, so hätte er jedesfalls geantwortet: Schenke mir ein Päckchen Tabak, und Loubel hätte gesagt: Wäre ich nicht der Präsident der Republik, so möchte ich wohl dieser Sergeant sein. Seit einiger Zeit zeigen sich aber am Himmel des Pere Marceau nicht nur heiter geträufelte Tabakringe, sondern recht garstige Wolken, er fühlte sich matt und krank. Der Arzt machte ein bedenkliches Gesicht und verbot dem alten Ankerbarbi zu nächst die Pfeife. Das war zu viel. Wenn er nicht einmal mehr rauchen sollte, so hatte das Dasein keinen Reiz mehr für ihn. Und so beschloß er, diesem schledten Leben ein Ende zu machen. Vorher aber gedachte er der treuen Genossen der Einsamkeit, der Feigge. Er wollte ihnen die Freiheit schenken und öffnete den Käfig und das Fenster. Aber mit fragendem Gesicht lernten die Vögel in das Zimmer zurück und hüpfen erstaunt und theilnehmend um ihren Freund, der gegen seine Gewohnheit so still und betümmert da saß. Plötzlich klopfte er mit raschem Griff die Pfeife aus, vertrieb die Vögel, schloß das Fenster und stellte ein Beden mit allhönden Kohlen in das Zimmer. Bald darauf wurden die Hausbewohner auf die Pfeife aufmerksam, die durch ein Fensterlein wieder in das Haus gelangt waren und nun ängstlich herfür an der Thür ihres alten Brotherrn herumtatterten. Sie schloffen Verbauch, erbrachen die Thür und waren eben recht, den Sergeanten den tödlichen Gassen zu entziehen. Wie die Geschichte weiter geht, wird leider nicht berichtet.

Der zweite verdienstvolle Vogel war ein Papagei, ein geliebtes Haus, denn er parlierte perfekt französisch, und als eines Abends seine Herrin ausgegangen war und Spitzbüben einen Besuch abgibteten, hörten sie eine ältliche, häßliche, etwas harte und modernbe, aber nicht unfreundliche Stimme: „Bonjour, Messieurs, prenez donc la peine de vous asseoir! Die Einbrecher nahmen Reißaus. Das Gewissen machte Memmen aus ihnen, ein Schuhmann bemerkte sie und stieg dann in das Haus ein, um nach dem Rechten zu sehen. Ihm ward derselbe Gruß zu Theil, aber inleger dicit, sclerisque plurus, wie er sich fühlte, schreite ihn nicht die gespenstische Stimme und er entdeckte den Papagei, der später mit Bisquit seine Heldenthat feierte. So geschahen Mitte November zu Paris in der Rue Voisfre.

Ein interessantes Rencontre eines Einjährigen und der Kaiserin im August.

Eine merkwürdige Geschichte

wird aus St. Petersburg berichtet, die jedoch den Vorgang haben soll, thafächlich wahr zu sein. Ein deutscher Organist, der von Dresden zum Besuch von Verwandten gekommen war, kaufte sich in St. Petersburg eine englische Mihe. Als er am Abend des ersten Tages nach der Besichtigung einiger Lebenswirdigkeiten nach Hause zurückkehrte, war er nicht wenig erstaunt, in den Taschen seines Lederziehers zwei Geldbeutel zu finden, von denen einer über 200 Mark enthielt. Am nächsten Tage fuhr er in der Besichtigung der Stadt fort, und sein Ersäunen wuchs, denn er fand sich wieder im Besitze mehrerer Geldbüchsen. Als sich diese Geschichte auch am dritten Tage wiederholte, wurde ihm die Sache so unheimlich, daß er auf das Polizeibureau ging und dort Meldung machte. Der Polizeivorsteher befragte den Mann auf's Genaueste nach dem Ursprung seiner Reiter und nach den von ihm besuchten Lokalitäten. Als er hörte, daß die Mihe, die durch ihre in St. Petersburg ungewöhnliche Gestalt auffiel, in St. Petersburg gekauft wurde, ging dem Beamten ein Licht auf. Er schickte dem Deutschen mit einem Detectiv nach dem betreffenden Hütdalen, und der Hutmacher erklärte, daß ihm vor einiger Zeit ein großes Stück englischen Ludes gebracht worden sei mit dem Auftrage, genau nach Vorchrift 15 solcher Kappen anzufertigen. Von diesem Lude sei ihm ein kleiner Rest geblieben, den er zur Anfertigung einer Kappe benützt habe. Was es mit diesen Kappen für eine Bewandnis habe, wisse er nicht. Die Polizei wußte es jedoch. Von Geheimpolizisten beobachtet, mußte der Deutsche seine Besuche in öffentlichen St. Petersburg Lokalen fortsetzen und nach kurzer Zeit hatte man mehr als ein Duzend Taschendiebe abgefaßt, die ihren Raub dem Träger der Wundermihe zuflachten. Man kam dahinter, daß es sich um eine ganze Anzahl von Taschendieben handelte, die unter sich ausgemacht hatten, Leute mit solchen Mihe als „Depots“ für ihren Raub zu benützen. Die Polizei war über ihre Entdeckung sowie über diese in St. Petersburg Verwunderung erregende Ehrlichkeit des Deutschen so erfreut, daß sie dem Miheträger ein beträchtliches Geldgeschenk aushängte.

Zebra als Reithier.

In Afrika wird seit einiger Zeit versucht, die hübsch gezeichneten und kräftigen, aber als wild und fürstlich bekannten Zebra zu zähmen, um aus ihnen Georadstiere zu machen. Ein Zebra hat sich kürzlich unter dem Weiler während der Inspektionsreise des Grafen von Sögen in Deutsch-Ostafrika sehr gut benützt. Der Gouverneur selbst schickte dies einem Mitarbeiter der „Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung“ in Dar-es-Salaam folgenvernehmen: Mein Adjutant, Oberleutnant Abel, ritt das Zebra während des ganzen dreiwöchigen Marzches. Das Thier kam erst vor wenigen Wochen und in ziemlich rohem Zustande zur Schutztruppe. Es wurde während unseres Marzches genau so gehalten und gepflegt, wie die Pferde und Maulthiere und zeigte in keiner Weise schlechte Eigenschaften. Wenn es sich nicht durch seine auffallende Farbe auszeichnete, würden wir gar nicht gemerkt haben, daß sich ein ganz neu geartetes Reithier in unserer Expedition befand. Es war leistungsfähig und zeigte sich beim Bergklettern und Durchwaten von Flüssen oft williger, als die Maulthiere. Der Verlust ist völlig gelüht, und wenn es sich herausstellt, daß die Widerstandsfähigkeit des Zebras gegen Surrakrankheit keine geringere ist, als die des Maulthieres, und daß die Beschaffungsstellen billiger sind, so beachtliche die Schutztruppe mit einer größeren Anzahl von Zebras zu Reithier und Fahrzwecken auszurüsten.

Ein Nimmerfart.

Gast: „Ich habe eine Suppe, Braten, Salat, ein Rebbuhn, Mehlspeise, ein halbes Liter Wein und zwei Brode!“

Kellner: „Nacht 3 Dollars 20 Cents — haben Euer Gnaden nicht noch etwas?“

Gast: „Jawohl, Hunger habe ich noch!“

Eine überraschende Mitteilung.

Mama: „Der kleine Emil.“ Du, Mama, wann hat mich eigentlich der Storch gebracht, Vormittags oder Nachmittags?“

Mama: „Vormittags um 11 Uhr!“

Der kleine Emil: „Und an welchem Datum?“

Mama: „Am ersten Februar.“

Der kleine Emil (mit freudbefrahlendem Gesicht): „Also gerade an meinem Geburtsstage!“

Mutter und Kind.

Wenn Du ein Kind hast, gib es nicht in fremde, kalte Hände, Der Mutterliebe ist Sonnenlicht, Ist wahre Lebensfreude.

Halt fern das Kind vom Sturmgewalt, Noch gleich es einer Blume — Dann wird zum Garten Dir das Haus, Und füllen Heiligthum.

Und drängt Ihr nach Besitz, nach Geld, Denkt auch der edelsten Pflichten, Sonst kann der wilde Strom der Welt Das Herzensglück der nichten.

Was ist denn Reichthum? Oft nur Tand, Hier Glanz, dort rauschende Feste — Der Eltern Sorge ist Glückes Pfand, Die Liebe der Mutter das Beste.

Ist echtes Gold und köstliches Gut — Da braucht man kein Erbarmen — Das Kind in treuer Mutter Hut: Das ist der Schatz der Armen!

Unter Dienstmädchen.

„Es ist doch merkwürdig, wie es mit uns Köchinnen geht. Gestern erzählte ein Herr Peter, er hätte seine schon zehn Jahre.“

„So, weißt Du denn auch, wer das ist?“

„Reel!“

Professionskolle.

Gefangener (enttäuscht): „Sie sind ein professioneller Muechelmörder!“

Ärztlicher Räuber: „Ja, Ihre Diplomatie hat Ihnen vorläufig das Leben gerettet. Hätten Sie mich einen Amateur-Räuber genannt, würde ich Sie sofort umbringen.“

Das sieht.

„Gier im Departement-Laden: Diese Rolle Band zu sechs Cents die Yard will sich absolut nicht verkaufen.“

Geschäftsführer: „Schneden Sie diese in Stücke von zwei und drei Yards und markiren Sie als „Reste, auf 11 Cents per Yard herabgesetzt.“

Vor Gericht.

Richter: „Von wannen sind Sie?“

Angeklagter: „Ich bin von Wannen!“

Richter: „Sie dummer Mensch, ich will wissen, woher Sie sind!“

Von der Schmirre.

Direktorin: „Warum willst Du denn unseren jugendlichen Helden schon wieder entlassen, er spielt ja ganz gut?“

Direktor: „Das schon — aber die Lampen verflucht er nicht zu pufen!“

Kocht nicht auf ihn.

„Komm, Harry, es ist Zeit, daß alle guten Kinder in's Bett gehen,“ meinte die Mama.

„Aber Mama, da brauchst du ja nicht ins Bett zu gehen, denn Du hast erst vorhin gesagt, ich sei unartig, meinte der kleine Reel.“

Club-Gespräch.

Junggeselle: „Sag mal, glaubst Du wirklich an die Theorie, daß verheiratete Männer länger leben, als ledige?“

Gemann: „Wag schon sein — es kommt Einem wenigens länger vor!“

Vorfall.

„Warum stehen Sie denn so dicht an dem Rothausgang?“

„Ich bin der Dichter des Stückes.“

Angenehmes Heim.

Frau Homeleigh: „Ihr Mann verbringt wohl seine meiste Zeit im Club?“

Lady Cadaboull: „Jawohl, der arme Mensch will nicht immer allein zu Hause sein.“

Eiternes Gemäch.

„Der Cheroot ist der merkwürdigste Maucher, der mir je ootgekommen ist.“

„Wieso?“

„Aun, er hat immer selbst Zündhölzchen und borgt nie welche.“

Aufschwägung.

Antler (der einen Spaziergänger überfahren hat): „Allzu weh kann es Ihnen doch nicht gethan haben, Sie haben ja einen Gummimantel an!“

Die Anderen.

Willie: „Die Vesperin sagte mir heute, ich könne einmal noch Präsident der Ver. Staaten werden.“

Vater: „Aun, und was denkst Du, wird aus Deinen Mitschülern werden?“

Willie: „O, ich denke die werden die „Grants“ sein, welche den Präsidenten belästigen.“

In der Spruchkude.

Junger Arzt (sehr freundlich zu seinem ersten Patienten): „Aun, was fehlt Ihnen denn, mein Herr?“

Patient: „Geld, Herr Doktor!... Können Sie mir nicht dreißig Mark pumpen?“

Macht der Gewohnheit.

Chef: „Wie konnten Sie nur die Schreibmaschine vom Tisch werfen?“

Schreiber: „Entschuldigend Sie, es geschah in der Zerknirschtheit; ich wollte sie nämlich hinter's Ohr stecken!“

Infantisid.

Sie: „Das Mittagessen ist wieder ungenießbar. Aber warum heirathete ich auch einen Mann, der in seiner jugend sentimentale Novellen las, statt dem Vater in der Küche zu helfen!“